

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Platonow, Andrej  
**Tschewengur**

Die Wanderung mit offenem Herzen. Roman  
Revidierte Übersetzung Aus dem Russischen von Renate Reschke Nachwort von Ingo Schulze  
und Dževad Karahasan

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42803-0



Von Sehnsucht getrieben, irren sie durch die südrussischen Weiten: Dwanow, der als Heizer an den Kämpfen der Roten Armee teilgenommen hat; Kopjonkin, der mit seinem Pferd »Proletarische Kraft« auf der Suche nach dem Grab Rosa Luxemburgs unterwegs ist. In der Steppenstadt Tschewengur soll die glückliche Zukunft bereits angebrochen sein. Häuser und Gärten lassen sich hin und her schieben, und die Sonne wurde zu ewiger Arbeit mobilisiert.

Er habe nichts anderes versucht, als den Anfang der kommunistischen Gesellschaft darzustellen, schreibt der Autor an den mächtigen Maxim Gorki. *Tschewengur*, so die Antwort, sei inakzeptabel, denn die Helden würden nicht als Revolutionäre, sondern als komische Käuze und Halbverrückte wahrgenommen. So blieb das epische Werk ungedruckt, genau wie *Die Baugrube*, in der Platonow die Themen und literarischen Verfahren des Vorgängers radikalisiert hat.

Andrej Platonow, 1899 in Woronesh geboren, war in den zwanziger Jahren als Ingenieur für Bewässerungstechnik und Elektrifizierung tätig. Seit 1918 publizierte er Lyrik, Erzählungen und journalistische Arbeiten. Seine Hauptwerke, *Tschewengur* (1927-29) und *Die Baugrube* (1930), wurden erst in den achtziger Jahren veröffentlicht. Platonow starb 1951.

Andrej Platonow

# **TSCHEWENGUR.**

## **Die Wanderung mit offenem Herzen**

Roman

Aus dem Russischen von Renate Reschke

Mit einem Nachwort von Hans Günther  
und einem dialogischen Essay  
von Dževad Karahasan und Ingo Schulze

Suhrkamp

Dieser Ausgabe liegt die erste vollständige deutsche Übersetzung von Renate Landa (Reschke) zugrunde, die 1990 im Verlag Volk & Welt Berlin im Rahmen der von Lola Debüser herausgegebenen Platonow-Ausgabe erschienen ist. Sie wurde von der Übersetzerin auf der Grundlage der 2011 im Verlag Vremja, Moskau, erschienenen Ausgabe *Andrej Platonov. Čevengur: Roman; Kotlovan: Povest'*, hg. von Natalja Kornienko und Natalja Malygina, revidiert. Nähere editorische Angaben am Schluss des Bandes.

Erste Auflage 2018

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

© 2016 by Anton Martynenko, represented by FTM Agency Ltd.  
Russia, 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Einbandgestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Einbandabbildung: Sergey Prokudin-Gorski,

© akg-images/WHA/World History

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42803-0

**TSCHEWENGUR**



Alte Provinzstädte haben schütterere Waldränder. Dorthin kommen Menschen, um direkt aus der Natur zu leben. Da erscheint so ein Mensch mit wachem und traurig abgezehrtem Gesicht, der kann alles ausbessern und einrichten, doch er selbst verbrachte sein Leben uneingerichtet. Kein Erzeugnis, von der Bratpfanne bis zur Weckuhr, das im Leben dieses Menschen nicht durch seine Hände gegangen wäre. Er lehnte es auch nicht ab, Schuhe zu besohlen, Wolfsschrot zu gießen und falsche Medaillen für den Verkauf auf altertümlichen Dorfmärkten zu prägen. Für sich selbst hatte er nie etwas gemacht – keine Familie, keine Wohnstatt. Im Sommer lebte er einfach in der Natur, hatte sein Werkzeug in einem Sack, den er auch als Kopfkissen benutzte, mehr zur Verwahrung des Werkzeugs als zu seiner Bequemlichkeit. Vor der Frühsonne schützte er sich dadurch, dass er sich am Abend ein Klettenblatt über die Augen legte. Im Winter aber lebte er von den Resten des Sommerverdienstes und zahlte dem Kirchenwächter für die Unterkunft, indem er nachts die Stunden läutete. Er hatte für nichts sonderliches Interesse – nicht für die Menschen, nicht für die Natur, nur für jegliches Erzeugnis. Darum behandelte er Mensch und Flur mit gleichmütiger Zartheit, ohne ihre Interessen anzutasten. An Winterabenden fertigte er manchmal unnütze Dinge: Türme aus Drähten, Schiffe aus Dachblechstücken, klebte Luftschiffe aus Papier und anderes, ausschließlich zum eigenen Vergnügen. Darüber ließ er mitunter sogar eine zufällige Auftragsarbeit liegen, zum Beispiel sollte er neue Reifen auf ein Fass aufziehen, doch er beschäftigte sich mit dem Mechanismus einer Holzuhr,



weil er dachte, sie müsse ohne Aufziehen laufen – allein durch die Drehung der Erde.

Dem Kirchenwächter missfielen solche unbezahlten Beschäftigungen.

»Im Alter wirst du betteln gehen, Sachar Pawlowitsch! Das Fass steht seit Tagen da, und du hältst das Holzding an die Erde, wozu bloß.«

Sachar Pawlowitsch schwieg; das Menschenwort war für ihn wie das Waldesrauschen für den Waldbewohner – er hört es nicht. Der Wächter rauchte und sah gelassen in die Ferne – an Gott glaubte er nicht von den vielen Gottesdiensten, doch er wusste zuverlässig, dass Sachar Pawlowitsch nichts zuwege bringen würde: Die Menschen leben seit langem auf der Welt und haben schon alles erdacht. Sachar Pawlowitsch aber nahm das Gegenteil an: Die Menschen haben bei weitem nicht alles erdacht, solange der Naturstoff unberührt von Händen lebt.

Alle vier Jahre war eine Missernte, und das Dorf ging zur Hälfte in die Schächte und Städte, zur anderen Hälfte in die Wälder. Seit jeher weiß man, dass auf Waldlichtungen sogar in Dürrejahren Kräuter, Gemüse und Korn gut gedeihen. Die im Dorf gebliebene Hälfte stürzte zu diesen Lichtungen, um ihr Grünzeug vor der blitzartigen Plünderung durch Ströme gieriger Pilger zu bewahren. Aber diesmal wiederholte sich die Dürre im folgenden Jahr. Das Dorf schloss seine Katen ab und begab sich in zwei Abteilungen hinaus auf die Landstraße – die eine ging nach Kiew, um zu betteln, die andere nach Lugansk zum Broterwerb; einige aber bogen ab in den Wald und die verstrüpten Schluchten, aßen rohes Gras, Lehm und Rinde und verwilderten. Gegangen waren fast nur Erwachsene, die Kinder waren schon beizeiten gestorben oder davongelaufen, um zu betteln. Die stillenden Mütter ließen ihre Säuglinge nach und nach verschmachten, sie hatten nicht genug für sie zu trinken.

Da war eine alte Frau, Ignatjewna, die heilte die Kleinen vom

Hunger. Sie gab ihnen einen Pilzaufguss, zur Hälfte mit süßen Kräutern vermischt, und die Kinder, trockenen Schaum auf den Lippen, wurden friedlich und still. Die Mutter küsste ihr Kind auf die gealterte, runzlige Stirn und flüsterte:

»Du hast ausglitten, mein Kleiner. Dem Herrn sei Dank!«  
Ignatjewna stand dabei.

»Er ist hinübergegangen, ist still; er sieht besser aus als im Leben und hört jetzt im Paradies den silbernen Wind.«

Die Mutter betrachtete liebevoll ihr Kind und glaubte an die Erleichterung seines traurigen Geschicks.

»Nimm meinen alten Rock, Ignatjewna, mehr kann ich dir nicht geben. Hab Dank.«

Ignatjewna hielt den Rock gegen das Licht und sagte:

»Du musst ein bisschen weinen, Dmitrewna, das ziemt sich so. Aber dein Rock ist ja völlig abgetragen, gib noch ein Tüchlein dazu oder schenk mir dein Bügeleisen.«

Sachar Pawlowitsch blieb allein im Dorf, ihm gefiel die Menschenleere. Aber meist lebte er im Wald, in einer Erdhütte zusammen mit einem Einsiedler, und ernährte sich von Kräutertee, dessen Nützlichkeit der Einsiedler schon früher herausgefunden hatte.

Sachar Pawlowitsch arbeitete ununterbrochen, um den Hunger zu vergessen, und lernte, aus Holz all das zu machen, was er früher aus Metall gemacht hatte. Der Einsiedler hatte sein Leben lang nichts gemacht, und jetzt machte er erst recht nichts: Bis zu seinem fünfzigsten Jahr hatte er umhergeschaut und abgewartet, was letzten Endes bei der allgemeinen Unruhe herauskommen würde, um sofort tätig zu werden nach Beruhigung und Klärung der Welt; er war überhaupt nicht besessen vom Leben, und so konnte er sich weder zur weiblichen Ehe entschließen noch zu einer allgemeinnützlichen Tätigkeit. Auf die Welt gekommen, hatte er sich gewundert und so bis ins Alter gelebt mit blauen Augen im jugendlichen Gesicht. Als Sachar Pawlo-

witsch eine Pfanne aus Eichenholz fertigte, war der Einsiedler verblüfft, weil man darin sowieso nichts braten konnte. Sachar Pawlowitsch aber goss Wasser in die Holzpfanne und brachte es bei langsamem Feuer zum Kochen, ohne dass die Pfanne anbrannte. Der Einsiedler war starr vor Staunen:

»Eine gewaltige Sache. Mein lieber Mann, wie soll man auf so was alles kommen!«

Und er ließ die Hände sinken angesichts der umwerfenden allgemeinen Geheimnisse. Niemand hatte ihm je die Einfachheit der Ereignisse erklärt, vielleicht auch war er nur zu unbedarft. In der Tat, als Sachar Pawlowitsch ihm zu erzählen versuchte, warum der Wind wehte und nicht auf der Stelle stand, staunte der Einsiedler nur noch mehr und begriff nicht, obwohl er das Entstehen des Windes genau fühlte.

»Wirklich wahr? Sag bloß! Also von der Sonnenwärme? Wie schön!«

Sachar Pawlowitsch erklärte, die Sonnenwärme sei nicht schön, sondern ganz einfach Hitze.

»Hitze?«, staunte der Einsiedler. »Sieh mal an, so eine Hexe!«

Das Staunen des Einsiedlers wechselte nur von einem Ding aufs andere, doch nichts verwandelte sich in Bewusstsein. Statt mit dem Verstand lebte er mit dem Gefühl vertrauensvoller Achtung.

Den Sommer über fertigte Sachar Pawlowitsch aus Holz alle Erzeugnisse, die er kannte. Die Erdhütte und der Platz davor waren vollgestellt mit Gegenständen seiner technischen Kunst – allen nur möglichen landwirtschaftlichen Maschinen, Werkzeugen, Vorrichtungen und alltäglichen Gerätschaften, alles ganz aus Holz. Seltsam, aber da war kein einziges Ding, das die Natur nachbildete, wie Pferde, Kürbisse oder dergleichen.

Im August ging der Einsiedler in den Schatten, legte sich auf den Bauch und sagte:

»Sachar Pawlowitsch, ich sterbe, ich habe gestern eine

Eidechse gegessen. Für dich hab ich zwei Pilze mitgebracht, aber für mich hab ich die Eidechse gebraten. Wedle mit einem Klettenblatt über mir, ich mag den Wind.«

Sachar Pawlowitsch wedelte mit einem Klettenblatt, holte Wasser und gab dem Sterbenden zu trinken.

»Du stirbst doch nicht. Das kommt dir bloß so vor.«

»Ich sterbe, bei Gott, ich sterbe, Sachar Pawlowitsch«, sagte der Einsiedler und fürchtete zu lügen. »Ich behalte nichts drin, in mir lebt ein riesiger Wurm, der hat mir das ganze Blut ausgetrunken.«

Der Einsiedler drehte sich auf den Rücken.

»Was meinst du, muss ich Angst haben oder nicht?«

»Hab keine Angst«, antwortete Sachar Pawlowitsch bestimmt. »Von mir aus könnt ich auch gleich sterben, aber ich bin ja dauernd mit allerlei Erzeugnissen beschäftigt.«

Der Einsiedler freute sich über die Anteilnahme und starb gegen Abend ohne Angst. Sachar Pawlowitsch badete zur Zeit seines Todes im Bach und fand den Einsiedler bereits tot, erstickt an seinem grünen Erbrochenen. Das Erbrochene war zäh und trocken, es klebte wie Teig rund um den Mund des Toten, und kleinkalibrige weiße Maden waren darin tätig.

In der Nacht wachte Sachar Pawlowitsch auf und hörte Regen: der zweite Regen seit April. Da würde der Einsiedler aber staunen, dachte Sachar Pawlowitsch. Doch der Einsiedler, einsam in der Finsternis der sich gleichmäßig vom Himmel ergießenden Ströme, wurde nass und schwoll sacht an.

Durch den schläfrigen, windlosen Regen hindurch sang etwas dumpf und traurig – so weit entfernt, dass dort, wo es sang, bestimmt kein Regen fiel und Tag war. Sachar Pawlowitsch vergaß den Einsiedler und den Regen und den Hunger und stand auf. Eine ferne Maschine war es, die da summte, eine lebendige arbeitende Lokomotive. Er trat ins Freie und stand eine Weile in der Feuchtigkeit des warmen Regens, der vom friedlichen

Leben sang, von der Weite der langwährenden Erde. Die dunklen Bäume schlummerten mit gespreizten Zweigen in der zärtlichen Umarmung des ruhigen Regens; sie fühlten sich so wohl, dass sie die Zweige bewegten in wonniger Ermattung und ohne jeden Wind.

Sachar Pawlowitsch beachtete nicht die Erquickung der Natur, ihn erregte die unbekannt verstummt Lokomotive. Als er sich wieder schlafen legte, dachte er: Selbst der Regen ist tätig, ich aber schlafe und verkrieche mich unnützlich im Wald, denn gestorben ist der Einsiedler, und auch ich werde sterben; er hat in seinem ganzen Leben kein einziges Erzeugnis gefertigt, er hat immer nur geschaut und sich herangetastet, hat über alles gestaunt, in jeder Einfachheit eine wunderbare Sache gesehen und die Hände zu nichts rühren können, weil er nichts verderben wollte; er hat nur Pilze gepflückt, aber auch die wusste er nicht zu finden; und so ist er gestorben, ohne der Natur jemals geschadet zu haben.

Am Morgen war eine große Sonne, und der Wald sang mit der ganzen Fülle seiner Stimme, indem er den Morgenwind tief unter sein Laub fahren ließ. Sachar Pawlowitsch nahm nicht so sehr den Morgen wahr als den Schichtwechsel der Arbeitskräfte. Der Regen war im Erdreich eingeschlafen – ihn ersetzte die Sonne; sie machte, dass geschäftiger Wind aufkam, dass die Bäume raschelten und die Gräser und Sträucher raunten und dass selbst der Regen, noch ohne sich erholt zu haben, wieder auf die Beine kam, geweckt von kitzelnder Wärme, und seinen Körper zu Wolken sammelte.

Sachar Pawlowitsch packte seine Holzerzeugnisse – so viel hineinpassten – in den Sack und ging in die Ferne, auf einem Pilzpfad der Dorfweiber. Den Einsiedler sah er nicht mehr an: Tote sind unansehnlich. Freilich hatte Sachar Pawlowitsch einen Mann gekannt, einen Fischer vom Mutjowosee, der hatte viele Leute über den Tod ausgefragt und an seiner Neugier ge-

litten; dieser Fischer liebte mehr als alles die Fische, nicht als Speise, sondern als besondere Wesen, die wahrscheinlich das Geheimnis des Todes kannten. Er zeigte Sachar Pawlowitsch die Augen toter Fische und sagte: »Sieh, welche Weisheit. Der Fisch steht zwischen Leben und Tod, darum ist er stumm und sein Blick ohne Ausdruck; selbst ein Kalb denkt, doch ein Fisch nicht – er weiß schon alles.« Der Fischer beobachtete jahrelang den See und dachte immer nur über eines nach – über das Rätsel des Todes. Sachar Pawlowitsch versuchte es ihm auszureden: »Dort gibt es nichts Besonderes, nur irgendwas Enges.« Übers Jahr hielt es der Fischer nicht mehr aus und stürzte sich vom Boot in den See, nachdem er sich mit einem Strick die Füße zusammengebunden hatte, um nicht doch versehentlich zu schwimmen. Insgeheim glaubte er überhaupt nicht an den Tod, er wollte vor allem sehen, was es dort gab, vielleicht war das viel interessanter, als im Dorf zu leben oder am Ufer des Sees; er sah den Tod als ein anderes Gouvernement, unter dem Himmel gelegen, als wäre es am Grunde eines kühlen Wassers, und er fühlte sich zu ihm hingezogen. Manche Männer, zu denen der Fischer von seiner Absicht sprach, eine Zeitlang im Tod zu leben und dann zurückzukehren, wollten es ihm ausreden, andere pflichteten ihm bei: »Na ja, Versuch macht klug, Dmitri Iwanowitsch. Probier's, dann erzählst du's uns.« Dmitri Iwanowitsch probierte es; drei Tage später hatten sie ihn aus dem See gezogen und auf dem Dorffriedhof am Zaun beerdigt.

Jetzt ging Sachar Pawlowitsch am Friedhof vorbei und suchte das Grab des Fischers im Lattenwald der Kreuze. Auf dem Grab des Fischers stand kein Kreuz; er hatte mit seinem Tod kein Herz betrübt, kein Mund hatte seiner gedacht, denn er war nicht kraft seiner Schwäche gestorben, sondern kraft seines neugierigen Verstandes. Eine Frau hatte er nicht zurückgelassen, er war Witwer, und sein kleiner Sohn lebte bei fremden Menschen. Sachar Pawlowitsch war zur Beerdigung gegangen und hatte den Jun-

gen an der Hand geführt – so ein freundlicher und aufgeweckter Junge, ob er nun der Mutter nachschlug oder dem Vater. Wo mochte dieser Junge jetzt sein? Gewiss war er, eine Vollwaise, in den Hungerjahren als Erster gestorben. Hinter dem Sarg des Vaters war der Junge würdevoll und ohne Kummer hergegangen.

»Onkel Sachar, hat sich der Vater mit Absicht so hingelegt?«

»Nicht mit Absicht, Sascha, aus Dummheit, und du hast nun den Schaden davon. Er wird so bald keine Fische wieder fangen.«

»Warum weinen die Tanten?«

»Weil sie Heuchlerinnen sind!«

Als der Sarg neben die Grube gestellt wurde, wollte keiner von dem Toten Abschied nehmen. Sachar Pawlowitsch kniete nieder und streifte mit den Lippen die stopplige frische Wange des Fischers, die reingewaschen worden war am Grund des Sees. Dann sagte er zu dem Jungen:

»Nimm Abschied vom Vater, er ist tot in alle Ewigkeit. Schau ihn an, du wirst dich an ihn erinnern.«

Der Junge schmiegte sich an den Körper des Vaters, an sein altes Hemd, das nach vertrautem lebendigem Schweiß roch, denn das Hemd war ihm für den Sarg angezogen worden, ertrunken war der Vater in einem anderen. Der Junge betastete die Hände, sie rochen nach fischiger Feuchtigkeit, an einem Finger steckte der zinnerne Trauring zu Ehren der vergessenen Mutter. Das Kind wandte den Kopf zu den Menschen, erschrak vor den Fremden und begann bitterlich zu weinen, wobei es Vaters Hemd wie zu seinem Schutz gepackt hielt; sein Kummer war stumm und ohne Bewusstsein des übrigen Lebens und daher untröstlich; der Junge trauerte so um den toten Vater, dass der Tote hätte glücklich sein können. Alle Menschen am Sarg begannen auch zu weinen aus Mitleid mit dem Jungen und auch aus vorzeitigem Mitgefühl mit sich selbst, denn jeder würde einmal sterben und ebenso beweint werden.

Sachar Pawlowitsch dachte bei all seiner Trauer weiter.

»Hör auf zu heulen, Nikiforowna!«, sagte er zu einem Weib, das lauthals und unter hastigem Wehklagen weinte. »Nicht aus Kummer heulst du, nein, damit sie dich beweinen, wenn du selber gestorben bist. Nimm doch den Jungen zu dir, du hast sowieso schon sechs, einer wird zwischen all den eigenen schon mit durchgefüttert.«

Bei Nikiforowna setzte sofort der Weiberverstand ein, und ihr grimmiges Gesicht schrumpfte zusammen; sie weinte ohne Tränen, nur mit den Runzeln.

»Du hast gut reden! Als ob's bloß das wär – mit durchfüttern. Jetzt ist er klein, aber lass ihn mal groß werden, wie er dann frisst und die Hosen durchwetzt, da kommt man nicht mehr nach mit Ranschaffen.«

Eine andere Frau, Mawra Fetissowna Dwanowa, die schon sieben Kinder hatte, nahm den Jungen. Er gab ihr die Hand, die Frau wischte ihm mit dem Rock das Gesicht, putzte ihm die Nase und führte ihn in ihre Kate.

Dem Jungen fiel die Angel ein, die ihm der Vater gemacht hatte, er hatte sie am See ausgeworfen und dort vergessen. Bestimmt hatte schon ein Fisch angebissen, und den könnte er essen, dann würden die fremden Leute ihn nicht schelten wegen ihres Essens.

»Tante, ich habe einen Fisch an der Angel«, sagte Sascha. »Ich will ihn holen und essen, dann brauchst du mir nichts zu geben.«

Mawra Fetissowna verzog unwillkürlich das Gesicht, schnäuzte sich in einen Zipfel des Kopftuchs und hielt die Hand des Jungen fest.

Sachar Pawlowitsch dachte nach und wollte unter die Barfüßler gehen, doch dann blieb er. Leid und Verwaistheit hatten ihn stark angerührt – aus einem bisher unbekanntem Gewissen, das in der Brust aufgegangen war; er wäre gern ohne Rast und



Ruh über die Erde gewandert, um dem Leid in allen Dörfern zu begegnen und an fremden Särgen zu weinen. Aber neue Erzeugnisse hielten ihn fest: Der Dorfälteste bat ihn, die Wanduhr zu reparieren, und der Geistliche, das Klavier zu stimmen. Sachar Pawlowitsch hatte sein Lebtag keine Musik gehört, in der Kreisstadt hatte er einmal ein Grammophon gesehen, aber das hatten die Männer zu Tode gequält, und es spielte nicht. Das Grammophon stand in einer Schenke, sie hatten die Seitenwände zerbrochen, um den Betrug zu sehen und denjenigen, der dort sang, und in die Membran war eine Stopfnadel gesteckt. Sachar Pawlowitsch brachte einen Monat mit dem Stimmen des Klaviers zu, er probierte die wehmütigen Töne aus und untersuchte den Mechanismus, der etwas so Zartes hervorbrachte. Er schlug eine Taste an, ein trauriges Singen stieg auf und flog davon; Sachar Pawlowitsch schaute nach oben und wartete auf die Rückkehr des Tones – er war zu schön, um sich spurlos zu vergeuden. Der Geistliche war es leid, auf das Stimmen zu warten, und er sagte: »Alter, schlag nicht umsonst die Töne an, bring die Sache zu Ende und versuche nicht, einen Sinn zu ergründen, der dich nichts angeht.« Sachar Pawlowitsch fühlte sich bis in die Wurzeln seiner Meisterschaft gekränkt und baute in den Mechanismus ein Geheimnis ein, das in einer Sekunde entfernt werden konnte, aber ohne besonderes Wissen nicht zu entdecken war. Danach holte ihn der Pope jede Woche zu sich: »Komm, mein Freund, komm mit, die geheimnisbildende Kraft der Musik ist wieder verschwunden.« Sachar Pawlowitsch hatte das Geheimnis nicht für den Popen eingebaut und auch nicht, um selber so oft wie möglich Musik zu genießen; nein, ihn bewegte lediglich, wie das Erzeugnis konstruiert war, das jedes Herz rührte und den Menschen gütig machte; darum hatte er sein Geheimnis eingefügt, das sich in den Wohlklang mischte und ihn durch Gejaul übertönte. Als Sachar Pawlowitsch nach zehn Reparaturen das Rätsel der Klangvermischung und die

Konstruktion des vibrierenden Hauptbrettes begriffen hatte, entfernte er das Geheimnis aus dem Klavier und interessierte sich nie wieder für Töne.

Jetzt erinnerte er sich im Gehen an das verfllossene Leben und bereute es nicht. Viele Konstruktionen und Gegenstände hatte er ganz allein in den vergangenen Jahren begriffen und konnte sie in seinen Erzeugnissen wiederholen, wenn er geeignetes Material und Werkzeug hatte. Er ging zum Dorf hinaus, um unbekannten Maschinen und Gegenständen zu begegnen, hinter jener Linie, wo der mächtige Himmel mit den unbeweglichen dörflichen Ländereien zusammenstieß. Er ging dorthin mit einem Herzen, mit welchem die Bauern nach Kiew gehen, wenn der Glaube in ihnen versiegt und das Leben zur Neige geht.

Auf den Dorfstraßen roch es brandig – auf dem Weg lag Asche, in der keine Hühner scharrten, weil die Hühner längst aufgegessen waren. Die Katen standen erfüllt von kinderloser Stille; verwilderte, über ihre Norm hinausgewachsene Kletten erwarteten die Hausherren am Tor, auf den Pfaden und auf allen zertrampelten Flächen, wo sich früher kein Gras gehalten hatte, und wiegten sich wie künftige Bäume. Die Flechtzäune blühten ebenfalls dank der Menschenlosigkeit: sie waren von Hopfen und Winde umrankt, und etliche Pfähle und Ruten hatten ausgeschlagen und versprochen ein Wäldchen zu werden, wenn die Menschen nicht zurückkehrten. Die Hofbrunnen waren ausgetrocknet, Eidechsen huschten ungehindert in die Brunnenkästen, um sich von der Sonnenglut zu erholen und um sich zu vermehren. Sachar Pawlowitsch wunderte sich auch nicht wenig über den unsinnigen Vorgang, dass auf den Feldern das Korn längst gestorben war, während auf den Strohdächern der Häuser Roggen, Hafer und Hirse grünten und Melde rauschte – die Samenkörner hatten in den Strohdächern Wurzeln geschlagen. Auch gelbgrüne Feldvögel waren ins Dorf

übergesiedelt und lebten in den Stuben der Häuser, Spatzen stoben in Wolken vom Boden auf und plapperten durch den Wind der Flügel hindurch ihre geschäftigen Hausherrenlieder.

Während Sachar Pawlowitsch durchs Dorf ging, erblickte er einen Bastschuh; der Bastschuh war ohne die Menschen ebenfalls zum Leben erwacht und hatte sein Schicksal gefunden – ihm entwuchs das Reis einer Rotweide, sein übriger Körper aber faulte zu Staub und bot dem Würzelchen des werdenden Strauches Schatten. Unter dem Bastschuh war die Erde sicherlich etwas feuchter, denn viele blasse Grashalme mühten sich, durch ihn hindurchzukriechen. Von allen dörflichen Dingen liebte Sachar Pawlowitsch am meisten den Bastschuh und das Hufeisen und von den Konstruktionen die Brunnen. Auf dem Schornstein der letzten Kate saß eine Schwalbe, die sich bei Sachar Pawlowitschs Anblick eilig in den Rauchkanal hinabließ und dort im Dunkel ihre Brut mit den Flügeln umarmte.

Rechts stand noch die Kirche, dahinter breitete sich das wohlbekannte Feld, flach wie der Wind, der sich gelegt hat. Die kleine Glocke – die zweite Stimme – begann zu schlagen und läutete die Mittagsstunde: zwölfmal. Ackerwinde hatte das Gotteshaus umspinnen und war darauf aus, sich bis zum Kreuz hochzuranken. Die Popengräber entlang der Kirchenmauern waren zugeweht von Steppengras, und die niedrigen Kreuze waren in seinem Dickicht untergegangen. Der Wächter hatte seine Arbeit beendet, er stand noch auf der Treppe und beobachtete den Gang des Sommers; seine Weckuhr war beim langjährigen Zählen der Zeit durcheinandergekommen, dafür spürte der Wächter infolge des Alters die Zeit so genau und scharf wie Leid und Glück; was er auch tat, selbst wenn er schlief (obwohl im Alter das Leben stärker ist als der Schlaf – wachsam und allgegenwärtig), sobald eine Stunde verflossen war, fühlte der Wächter eine unbestimmte Unruhe oder Sehnsucht, dann läutete er die Zeit und kam wieder zur Ruhe.

»Lebst du noch, Alter?«, sagte Sachar Pawlowitsch zu dem Wächter. »Für wen zählst du die Stunden?«

Der Wächter mochte nicht antworten, in den siebzig Jahren seines Lebens war es ihm zur Gewissheit geworden, dass er die Hälfte der Tätigkeiten umsonst getan und drei Viertel aller Worte vergebens gesagt hatte: seine Fürsorge hatte weder die Kinder noch die Frau am Leben erhalten, und die Worte waren vergessen wie fremdes Geräusch. Ich sage diesem Mann ein Wort, hielt sich der Wächter vor, dann geht er eine Werst und behält mich nicht in ewiger Erinnerung, denn wer bin ich ihm – weder Vater noch Helfer.

»Du arbeitest vergebens«, warf Sachar Pawlowitsch ihm vor.

Der Wächter antwortete auf diese Dummheit:

»Wieso vergebens? In meiner Erinnerung ist unser Dorf zehnmal ausgezogen und dann wieder zurückgesiedelt. Auch diesmal wird es zurückkommen, denn lange geht es nicht ohne Menschen.«

»Und zu was ist dein Läuten?«

Der Wächter kannte Sachar Pawlowitsch als einen Mann, der eine lockere Hand für jede Arbeit hatte, aber nicht den Wert der Zeit kannte.

»Zu was das Läuten ist? Mit der Glocke verkürze ich die Zeit und singe Lieder.«

»Nun, dann singe«, sagte Sachar Pawlowitsch und verließ das Dorf.

Abseits vom Dorf kauerte eine Kate ohne Hof, offensichtlich hatte jemand Hals über Kopf geheiratet, sich mit seinem Vater überworfen und war ausgezogen. Auch diese Kate stand leer, und drinnen war es gruselig. Eins nur erfreute Sachar Pawlowitsch zum Abschied – aus dem Schornstein dieser Kate wuchs eine Sonnenblume, sie war schon voll erblüht und neigte ihr reifendes Haupt gen Sonnenaufgang.

Der Weg war zugewachsen mit trockenem, staubmorschem

Gräsern. Als Sachar Pawlowitsch sich zum Rauchen hinsetzte, sah er auf dem Boden heimelige Wälder, in denen die Gräser die Bäume waren: eine kleine lebendige Welt mit eigenen Wegen, eigener Wärme, vollständig eingerichtet für die täglichen Bedürfnisse der winzigen regsamen Geschöpfe. Nachdem sich Sachar Pawlowitsch an den Ameisen sattgesehen hatte, behielt er sie noch an die vier Werst seines Weges im Kopf und dachte schließlich: Gäbe man uns einen Ameisen- oder Mückenverstand, dann könnten wir sogleich ein Leben ohne Not in Gang bringen, denn diese Winzlinge sind große Meister eines einträchtigen Lebens; der Mensch hat es noch weit bis zur tüchtigen Ameise.

Sachar Pawlowitsch erreichte den verwilderten Rand einer Stadt, mietete bei einem kinderreichen verwitweten Tischler eine Kammer, trat vors Haus und überlegte, was er arbeiten könnte.

Der Tischler kehrte von der Arbeit heim und setzte sich zu ihm.

»Wie viel soll ich dir für das Zimmer zahlen?«, fragte Sachar Pawlowitsch.

Der Tischler räusperte sich heiser, als wollte er lachen; aus seiner Stimme klang Hoffnungslosigkeit und jene besondere schicksalsergebene Verzweiflung, wie sie einem rundum und auf ewig verbitterten Menschen innewohnt.

»Was arbeitest du? Nichts? Na, dann wohn so bei mir, solange dir meine Kinder nicht den Kopf abreißen.«

Er hatte wahr gesprochen: Gleich in der ersten Nacht übergossen die Söhne des Tischlers – Kinder zwischen zehn und zwanzig – den schlafenden Sachar Pawlowitsch mit ihrem Urin und verrammelten die Kammertür mit der Ofengabel. Aber Sachar Pawlowitsch, der sich nie für Menschen interessiert hatte, war nicht so leicht zu erzürnen. Er wusste, dass es Maschinen und mächtige komplizierte Erzeugnisse gab, und an ihnen